
Familienformen im historischen Wandel¹

Heidi Rosenbaum

1 Einleitung

In vielen Diskussionen über die gegenwärtigen Familien und ihre Leistungen, über Ehebeziehungen, Kindererziehung, Verhältnis der Generationen spielen – meist unausgesprochene – Vorstellungen über vergangene Familienverhältnisse eine Rolle. Das ist nicht weiter erstaunlich, weil die Besonderheit einer Situation sich erst dann erfassen lässt, wenn man sie von einer davon abweichenden absetzt (Rosenbaum 1977). Dies Andere als Gegenbild oder Hintergrund kann in Familienverhältnissen in anderen Regionen der Erde bestehen oder – das ist der häufigste Fall - in Vorstellungen über die Familie in der Vergangenheit. Oft bleibt dabei unklar, an welche Familie und welchen Zeitraum gedacht wird. Wie diese Vorstellungen nun aber aussehen, bestimmt die Perspektive auf die Gegenwart. Je positiver das Bild der vergangenen Familie gemalt wird, desto negativer sieht die Gegenwart aus und umgekehrt. Deshalb ist es notwendig, sich über den Vergleichsmaßstab, also die Familien der Vergangenheit, klar zu werden. Im Folgenden frage ich danach, wie diese Familien funktioniert haben, ob und wenn ja welche Verbindungslinien es zwischen vergangenem und gegenwärtigem Familienleben gibt. Ich beschränke mich dabei auf die am weitesten verbreiteten Familienformen. Im Zentrum stehen daher zunächst die bäuerlichen Haushalte. Auf die teilweise davon abweichenden Verhältnisse im (städtischen) Handwerk wird

1 Diese Thematik habe ich bereits in meiner 1982 veröffentlichten Habilitationsschrift ausführlich behandelt, auf die ich mich im Folgenden immer wieder beziehe. Dort finden sich auch weitere Literaturverweise.

jeweils verwiesen. Anschließend wird die bürgerliche Familie als erste Variante der modernen Familie behandelt, von der sich die gegenwärtigen Familien aber in mehrfacher Hinsicht unterscheiden. Ich konzentriere mich auf die Zeit seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert, für die die meisten Untersuchungen vorliegen und in der die entscheidenden Weichen für die Entwicklung der modernen Gesellschaft und der modernen Familie gestellt worden sind. Zunächst soll jedoch kurz weiter zurückgegriffen werden, um einige, für die mitteleuropäischen Familienformen charakteristische Strukturen dazustellen.

2 Die Zwei-Generationen-Familie als dominantes Muster des Zusammenlebens

Im Gegensatz zu anderen Teilen der Welt war die Eltern-Kind-Gruppe in West- und Mitteleuropa überwiegend nicht in große Verwandtschaftsverbände eingebunden. Das Leben als Kleinfamilie war deshalb nicht, wie lange unterstellt wurde, das Ergebnis des Übergangs von der vormodernen zur modernen Familie (ausführlich Rosenbaum 1998). Vermutlich hatte das nicht nur eine einzige Ursache. In der Forschung wird einmal verwiesen auf religiöse Gründe, vor allem die kirchlichen Heiratsverbote, durch die Ehen zwischen Verwandten weitgehend ausgeschlossen waren (Goody 1986) und den im Christentum fehlenden Ahnenkult, der anderswo patrilineare Familienclans begünstigte (Mitterauer 1990a, 2003, 2013). Im Ergebnis existiert in unseren Breiten ein Verwandtschaftssystem, das keine der beiden Abstammungsseiten, über die jede Person verfügt, bevorzugt (Eskimo-System). Verwandt ist jede Person also mit allen Personen von der mütterlichen und der väterlichen Seite. Da strukturell keine Präferenzen vorgegeben sind, kann sie selbst entscheiden, mit wem sie Beziehungen unterhalten will. Der aus Vater, Mutter und Kindern bestehenden Kernfamilie kommt dadurch per se eine zentrale Bedeutung zu (Rosenbaum 1998, S. 20).

Diese prominente Rolle der Kern- oder Kleinfamilie wurde „unterfüttert“ durch eine bereits seit dem 11. und 12. Jahrhundert entstandene Arbeitsorganisation in den zentralen Bereichen der Gesellschaft: in Landwirtschaft und Gewerbe (Handwerk). Sie beruhte auf der arbeitsteiligen, gemeinsamen Arbeit von Frau und Mann, dem (Ehe-)Paar. Wunder (1992, S. 89ff.) spricht deshalb auch von einer „Familiarisierung der Arbeit“. Bereits seit dem Hochmittelalter waren Einzelhaushalte mit Kernfamilien, u.U. ergänzt durch Gesinde, die typischen Produktionseinheiten in Stadt und Land. Inhaber von Höfen oder Handwerksbetrieben waren daher normalerweise verheiratet.

Sowohl auf dem Land als auch im (vornehmlich städtischen) Gewerbe dominierten aus diesem Grunde Betriebsgrößen, die gerade mal eine Familie und ein paar Hilfskräfte ernähren konnten. Dem Zusammenleben von mehr als zwei Generationen standen also in weiten Teilen der Gesellschaft allein schon die ökonomischen Bedingungen entgegen. Zudem ist zu bedenken, dass das Zusammenleben von drei Generationen unter den damaligen demographischen Bedingungen stets nur eine kurze Phase im Familienzyklus war: nämlich die Zeit zwischen der Geburt des ersten Enkelkinds und dem Tod der Großeltern. Diese Phase war umso kürzer, je höher das Heiratsalter und je geringer die durchschnittliche Lebenserwartung (der Erwachsenen) waren. Großfamilien im Sinne von mehreren zusammen lebenden und arbeitenden Generationen oder andere komplexe Familienformen einschließlich unverheirateter Verwandter waren deshalb in großen Teilen West- und Mitteleuropas nicht weit verbreitet. Solche Formen kamen vor, existierten aber nur dort, wo spezifische ökonomische Bedingungen oder steuerrechtliche Voraussetzungen vorhanden waren (Mitterauer 1990b). Typisch war hingegen die zumindest zeitweise Beschäftigung von Personal: Gesinde (Magd und Knecht) auf dem Bauernhof, gewerbliche Arbeitskräfte (Lehrling, Geselle) und Dienstmädchen im Handwerkerhaushalt. Diese Personen waren in die Haushalte integriert. Eine Absonderung der Familie und die Entwicklung einer familialen Privatsphäre waren unter diesen Bedingungen nicht möglich.

Bedingt durch eine gute Agrarkonjunktur konnten seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert zunehmend mehr Höfe ein Altenteil tragen. Die Lebenserwartung stieg ebenfalls an, so dass im Lauf des 19. Jahrhunderts auf dem Land tatsächlich häufiger Drei-Generationen-Familien vorkamen. Wo sie es sich leisten konnten, führten die Generationen aber getrennte Haushalte, um Konflikten aus dem Weg zu gehen (Rosenbaum 1982, S. 63f.).

Bei Handwerkern waren Drei-Generationen-Familien noch weniger verbreitet als bei Bauern, weil normalerweise weder nennenswertes immobiles Vermögen (wie Grund und Boden) noch nachlassende körperliche Kräfte oder ein grundherrliches Interesse die Betriebsübergabe zu Lebzeiten erforderlich machten (Rosenbaum 1982, S. 136ff.). Außerdem spielte dort bis ins 19. Jahrhundert hinein Vererbung des Betriebes keine große Rolle (Ehmer 2000). Im räumlich sehr mobilen Bürgertum lebten die Generationen oft weit entfernt voneinander. Aber auch am selben Ort führten sie meist getrennte Haushalte. Ihr Wohlstand ermöglichte ihnen, sich Pflege und Versorgung im Bedarfsfall zu kaufen. Bei den armen Schichten der Bevölkerung sah das anders aus. Hier waren die erwachsenen Kinder häufig nicht vor Ort oder wohnten selbst sehr beengt. Meist waren sie auch finanziell so schlecht gestellt, dass sie ihre alten Eltern nicht unterstützen konnten. Arbeit und Plackerei bis ins hohe Alter, nicht selten auch das Leben im Armen-

haus oder in Abhängigkeit von der Gemeinde waren ein verbreitetes Schicksal alter Leute. Für große Gruppen der Bevölkerung fielen Alter und Armut zusammen (Rosenbaum und Timm 2008; Rosenbaum 2011).

3 Heiratsbeschränkungen oder: „Wer durfte heiraten?“

In den meisten deutschen Territorien war die Heirat ein Vorgang, der nicht nur sozial, sondern auch obrigkeitlich kontrolliert wurde, wenn auch in unterschiedlichem Umfang und unterschiedlicher Intensität.² Die Abstimmung zwischen Betriebs- und Familiengröße erfolgte durch die enge Verbindung von Heirat (und Familiengründung) mit dem Nachweis einer „ausreichenden Nahrung“. Sie konnte bestehen aus einem Hof, einem Handwerksbetrieb, einem einträglichen Handel oder sonstigem Vermögen. Besitzende konnten daher leicht heiraten. Nicht-Besitzende mussten ihre Befähigung nachweisen. Daraus wird bereits deutlich, dass in Zeiten von Bodenknappheit und geschlossenen Zünften³ Heiratswillige auf den Erbfall oder die Übertragung des Hofes bzw. des Betriebes oder auf eine Einheirat angewiesen waren. Am stärksten waren die Angehörigen der unterbäuerlichen Gruppen von den Heiratsbeschränkungen betroffen. Es gibt viele Hinweise darauf, dass nicht nur das Vermögen, die Verdienstmöglichkeiten und die Arbeitsfähigkeit geprüft wurden, sondern auch Lebenswandel und Charakter (Lipp 1982). Noch im 18. und 19. Jahrhundert waren die Heiratsbeschränkungen für die besitzenden und politisch entscheidenden Gruppen, die die Gemeinderäte und Konsistorien dominierten, ein probates Mittel, die Unterschichten am unteren Ende der sozialen Hierarchie zu halten. Die Heirat blieb so lange ein Privileg und Statussymbol der Besitzenden.

Entsprechend der ökonomischen Entwicklung sowie dem Umfang und der Handhabung der Heiratsbeschränkungen variierten ihre Auswirkungen. Es gab einen großen Spielraum, was als „ausreichende Nahrung“ akzeptiert wurde. Als seit dem 18. Jahrhundert das unzünftige Gewerbe zunahm, Hausindustrie und Manufakturen Beschäftigung für Viele boten, konnte eine „ausreichende Nahrung“ nun auch in einem verlässlichen Arbeitseinkommen aus gewerblicher Tätigkeit oder einer Kombination aus einer kleinen Land- oder Gartenwirtschaft mit einer hausindustriellen Arbeit bestehen. Je mehr verschiedene Erwerbsmöglichkeiten in einer Region vorhanden waren und miteinander kombiniert werden

2 Siehe grundlegend zum Heiratsbewilligungsrecht (Ehe als „Privileg“) und Scheidungsrecht am Anfang des 19. Jahrhunderts (Blasius 1987).

3 Zünfte waren geschlossen, wenn von ihnen keine neuen Betriebe zugelassen wurden.

konnten, desto leichter wurde es selbst für Eigentumslose, eine Familie zu gründen. Manche Angehörige der Unterschichten erhielten die Heiratsbewilligung aber nie. Sie standen deshalb vor der Alternative ledig zu bleiben oder in „wilder Ehe“ zu leben. In ökonomischen Krisenzeiten war eine Auswanderung die letzte Möglichkeit, ihre Chancen zu verbessern (Schlumbohm 1994, S. 91f.).

4 Familienbeziehungen bei Bauern und Handwerkern

4.1 Partnerwahl oder: „Wer heiratete wen?“

Da das einen Hof bewirtschaftende Paar stets auch ein Arbeitspaar war, liegt auf der Hand, dass die Vertrautheit mit den Arbeitsvorgängen und die Fähigkeit, sie zu erledigen, wichtige Kriterien bei der Auswahl der Ehepartnerin bzw. des -partners waren. Eine wesentliche Rolle spielte zudem die Mitgift der Frau. Das mag auf den ersten Blick profan erscheinen, war jedoch das Ergebnis von Zwängen, die die Heirat und der damit nicht immer, aber oft verbundene Erbgang nach sich zogen (Fertig 2012, S. 144 ff.; Duhamelle und Schlumbohm 2003).

Dort, wo ein Hof ungeteilt übergeben wurde, musste es die Mitgift zumindest ermöglichen, die Erbsprüche der Geschwister zu befriedigen und unter Umständen ein Altenteil für überlebende Eltern zu finanzieren. Wenn darüber hinaus noch Geld für Investitionen in den Hof übrig waren, umso besser. Dort, wo Realteilung vorherrschte, d.h. auch der vorhandene Grundbesitz aufgeteilt wurde, musste das, was beide Partner in die Ehe einbrachten, ausreichen, ihren Lebensunterhalt und den ihrer Kinder zu sichern. Zudem war die Lage der Feld- und Wiesenstücke ein wichtiges Kriterium, damit nicht zu viel (Arbeits-)Zeit mit langen Wegen verbracht werden musste. Die im Schwäbischen geläufige Redewendung „Drum prüfe, wer sich ewig bindet, wie sich die Wies zum Acker findet“ (Ilien und Jeggle 1978, S. 79) bringt diese Zwänge auf den Punkt. Die Partnerwahl war also eine Entscheidung, von der nicht nur die Lebenschancen des Paares, sondern auch die anderer Personen abhingen. Daraus erklärt sich u.a. die vielfach belegte Mitwirkung der betroffenen Familien, aber auch die von Heiratsvermittlern, die eine „passende“ Partie vorschlugen. Die in manchen Gegenden üblichen dörflichen Jugendgruppen sorgten ebenfalls für soziale und ökonomische Kompatibilität, ermöglichten aber auch – kontrollierte – Freiräume (Gestrich 2003, S. 497). Man könnte auch sagen: Im bäuerlichen Bereich war die Eheschließung zu wichtig, um sie den zwei jungen Menschen allein zu überlassen.

Im (überwiegend) städtischen und in Zünften organisierten Handwerk unterlag die Partnerwahl ähnlichen Imperativen, unterschied sich aber auch in einigen

Punkten. Heiratsfähig war hier nur der Inhaber eines Meisterbetriebs. Der Handwerker musste also gelernt, mehrere Jahre als Geselle auf Wanderschaft gearbeitet, die Meisterprüfung absolviert und zur Zunft zugelassen worden sein. Erst dann konnte er eine den zünftischen Vorstellungen von Ehre und Lebenswandel entsprechende Ehepartnerin präsentieren und auf deren Akzeptanz durch die Zunft hoffen. Außerdem sollte die künftige Meisterin bestimmte Qualifikationen aufweisen. Vertrautheit mit dem Gewerbe war sicher günstig, wenn auch, weil sie darin nicht mitarbeiten durfte, nicht notwendig. Auf jeden Fall musste sie in der Lage sein, einen größeren Haushalt (mit viel Eigenproduktion) zu führen, Personal anzuleiten, u.U. auch mit Kunden umzugehen. Dort, wo die Zünfte „geschlossen“ waren, blieb dem Handwerker nur die Einheirat, also die Verbindung mit der Meistertochter oder auch seiner Witwe (Rosenbaum 1982, S. 121ff.).

Aus heutiger Perspektive wirken derartige Überlegungen extrem materialistisch. Es gibt viele Hinweise darauf, dass die genannten Kriterien der Partnerwahl den Beteiligten nicht oktroyiert worden sind, sondern sie sich selbst, ohne Druck von außen, ihnen entsprechend verhielten. Die Akteure lebten in einem Umfeld und unter Bedingungen, in denen sie spezifische Wahrnehmungsmuster entwickelten. Schließlich sind auch Gefühle an den jeweiligen Kontext gebunden. Ihre konkrete Ausformung hat mit den Bedingungen zu tun, unter denen sie entstehen. Bourdieu (1993, S. 285) hat bei seiner Analyse bäuerlicher Heiratsstrategien auf diese Koppelung der Wahrnehmung an die Lebenserfahrung hingewiesen als er schrieb, dass schon durch die früheste Erziehung, „die durch alle sozialen Erfahrungen verstärkt wird, Wahrnehmungs- und Beurteilungsschemata durchgesetzt werden dürften, in einem Wort *Vorlieben*, die unter anderem auch für potentielle Partner gelten und sogar ohne jede eigentlich ökonomische oder soziale Berechnung Missheiraten zu verhindern trachten: die sozial gebilligte, daher erfolgsträchtige Liebe ist nichts anderes als jene Liebe zur eigenen gesellschaftlichen Bestimmung, welche gesellschaftlich vorbestimmte Partner auf den scheinbar zufälligen und willkürlichen Wegen der freien Gattenwahl zusammenführt.“ Mit anderen Worten: Die Menschen „sahen“ den Anderen also nie losgelöst von seiner Umgebung, seinem Besitz, seiner Vergangenheit und Zukunft (Ilien und Jeggle 1978, S. 78). Es wäre verfehlt, daraus auf die Abwesenheit von Zuneigung oder Liebe zu schließen. Die Konsequenz derartiger Wahrnehmungsmuster sind „Ähnlichkeitswahlen“ in sozialer und ökonomischer Hinsicht, die auch heute noch, unter gänzlich anderen Bedingungen, die Partnerwahl dominieren (Gestrich, 2003, S. 503f.).

4.2 Heiratsalter

Das Heiratsalter lag in Mittel- und Westeuropa relativ hoch, in der zweiten Hälfte der Zwanziger Jahre, weil die Heirat zwar nicht zwingend, aber häufig mit dem Tod der Eltern oder der Hofübergabe verbunden gewesen ist. Es konnte in Einzelfällen auch sehr niedrig sein, nämlich dann, wenn ein Bauer plötzlich starb und sein Erbe noch sehr jung, aber schon im heiratsfähigen Alter war. In Realteilungsgebieten lag das Alter kaum niedriger, weil die Eltern auf die Arbeitskraft der Kinder angewiesen waren oder diese im Gesindedienst erst Geld verdienen und „ansparen“ mussten. Selbst die Angehörigen der ländlichen Unterschicht heirateten spät, teilweise noch später als die Bauern, weil auch sie erst einen „Fundus“ für eine Eheschließung erarbeiteten mussten. Es hing deshalb von den lokalen und regionalen Arbeits- und Verdienstmöglichkeiten ab, wie früh oder spät eine Heirat möglich wurde (Fertig 2012, S. 242). Bei Handwerkern lag das Heiratsalter kaum niedriger. Die verschiedenen Qualifikationsschritte bis zur Meisterprüfung machten eine Heirat vor dem 25. Lebensjahr unwahrscheinlich. Die häufig vorkommende Verbindung zwischen der Meisterwitwe und einem Gesellen, generell eine hohe Quote von Wiederverehelichungen, führte zu vielen altersungleichen Ehen (Rosenbaum 1982, S. 151).

4.3 Ehebeziehungen

Die Beziehungen zwischen den Ehepartnern wurden sehr stark durch die gemeinsame Arbeit und die Verantwortung für das Florieren des Hofes geprägt. Feste Vorstellungen von den Frauen und Männern zustehenden Arbeitsbereichen regelten den Arbeitsalltag. Sie konnten je nach Ausrichtung der bäuerlichen Wirtschaft unterschiedlich aussehen. Ungeachtet dessen lässt sich als Faustregel formulieren: Dem Mann oblagen die Arbeiten außerhalb des Hauses, vor allem die Feldarbeiten, der Frau alle Arbeiten im und ums Haus herum, einschließlich der Milchwirtschaft, der Kleinviehhaltung, der Besorgung von Wäsche und Kleidung, unter Umständen die Aufsicht über das weibliche Gesinde, sicher auch die Sorge für die Kinder. Zur Feldarbeit wurde sie – zumindest auf den größeren Höfen – nur zu Zeiten erhöhten Arbeitsanfalls herangezogen. Im kleinbäuerlichen Bereich musste die Bäuerin hingegen häufiger bei der Feldarbeit mitarbeiten. In dem einen wie dem anderen Fall hing von ihrer Arbeits- und Leistungsfähigkeit viel ab. Dennoch charakterisierte der für Mittel- und Westeuropa typische „strukturelle Statusvorsprung“ des Mannes (Held 1978) auch die Beziehungen der Geschlechter im Bauernhaus. Hier stand die Bäuerin, selbst in ihren eige-

nen Arbeitsbereichen, unter der Oberherrschaft des Mannes und Hausvaters, die das körperliche Züchtigungsrecht gegenüber allen Hausangehörigen einschloss. Mitterauer (1979, S. 20) spricht daher vom bäuerlichen Haus als einer „dominant herrschaftlich organisierte(n) Sozialform“. Die Einhaltung der patriarchalischen Verfassung wurde von der Dorfgemeinschaft überwacht, Verstöße öffentlich gemacht und sanktioniert.

Analog lagen die Verhältnisse im Handwerk. Die Arbeitsteilung war hier allerdings strikter. Gewerbliche Arbeit war männliches Privileg. Zwar hatte die Meisterfrau einen großen Arbeitsbereich, unterlag aber auch hier im Konfliktfall ebenfalls der männlichen Entscheidungsbefugnis. Hinzu kam, dass Frauenarbeit eine untergeordnete soziale Wertigkeit hatte. Die Zunft wachte über die Einhaltung der Arbeitsteilung, insbesondere darüber, dass Frauen (und Kinder) sich nicht an der gewerblichen Arbeit beteiligten.⁴

Ebenso wie im Bauernhaus hatte der Hausvater im Handwerk eine umfassende, ökonomische, familiale und öffentliche Funktionen einschließende Position. Unter den oft räumlich beengten Arbeits- und Lebensverhältnissen, bei denen sich die Eheleute nicht leicht aus dem Wege gehen konnten, waren die Ehebeziehungen häufig konfliktreich (Rosenbaum 1982, S. 153ff.)

4.4 Sexualität

Die Ehe war und blieb lange der einzig legitime Ort für Sexualität. Sexuelle Beziehungen blieben jedoch nicht auf sie beschränkt. Vor- und außereheliche Sexualität musste heimlich und im Verborgenen praktiziert werden und war mit dem Makel der Sünde behaftet. Eheliche sexuelle Beziehungen waren nicht unbedingt für beide Seiten befriedigend. Vermutlich haben weder die Lebensbedingungen von Bauern und Handwerkern, noch die Wohnverhältnisse und die Arbeitsbelastung viel Intimität zugelassen. Es gibt nur wenige Quellen, die Auskunft über diesen Lebensbereich geben. Das Wenige, was man weiß, deutet auf gering entwickelte Zärtlichkeit und sehr direkte Befriedigung körperlicher Bedürfnisse hin. Ilien und Jeggle (1978, S. 80) verweisen in dem Zusammenhang auf die Existenzbedingungen: „Liebe mit hungrigem Bauch, Zärtlichkeit nach 12-stündiger Feldarbeit, unverklemmte Sexualität in einer ungeheizten Kammer fällt eben schwer“. Für Frauen waren sexuelle Beziehungen zudem immer mit der Gefahr

4 Das änderte sich bei vielen Alleinmeistern, deren Zahl nach Einführung der Gewerbefreiheit (1810 in Preußen, 1869 im Norddeutschen Bund, 1871 im Deutschen Reich) enorm zunahm (Rosenbaum 1982, S. 183ff.).

einer Schwangerschaft verbunden, die ihre Arbeitsleistung beeinträchtigte und ihren Körper vorzeitig altern ließ. Dort, wo überhaupt Empfängnisverhütung zu praktizieren versucht wurde, gab es nur die Wahl zwischen Enthaltbarkeit und coitus interruptus – beides keine befriedigenden Alternativen. Der Mann hatte immerhin die Möglichkeit, sich bei der Magd schadlos zu halten. Viel anders dürfte die Situation in den Ehen von Handwerkern auch nicht ausgesehen haben. Die räumliche und materielle Enge des Lebens belasteten bei beiden Partnern die sexuellen Beziehungen.

Auch wenn sich feststellen lässt, dass die bäuerliche und die Handwerker-Ehe an unseren heutigen Ansprüchen nicht gemessen werden kann, so lässt sich dennoch konstatieren, dass die Konzentration beider Partner auf ihre jeweilige Arbeit und das gemeinsame Projekt eines florierenden Hofes oder Handwerksbetriebs durchaus befriedigend sein konnte.

4.5 Kinder

4.5.1 Kinderzahl

Auch wenn im späten 18. und im 19. Jahrhundert die Möglichkeiten der Empfängnisverhütung beschränkt waren, lässt sich aus einigen Studien schließen, dass sich die Menschen darum bemüht haben.⁵ In der Regel gab es mehr Schwangerschaften als überlebende Kinder, denn viele Kinder starben bereits als Säuglinge oder in jungen Jahren.⁶ Ein Drittel bis die Hälfte der Geborenen erreichte nicht das Erwachsenenalter. Mehr als drei bis vier Kinder dürften in bäuerlichen Familien nicht aufgewachsen sein. Kinderreiche Familien waren deshalb bis weit ins 19. Jahrhundert hinein (Rosenbaum 1982, S. 64f.) Ausnahmen.

Zwischen den Kindern bestanden durch Fehl- und Totgeburten sowie früh verstorbene Kinder oft große Altersabstände. Geschwister wuchsen deshalb nicht zwingend gemeinsam auf. Ein jüngstes Kind konnte, weil die anderen schon aus dem Hause waren, praktisch als Einzelkind aufwachsen, eine Situation, die u.U.

5 Große Altersabstände zwischen den Geburten und ein relativ junges Alter der Frau bei ihrer letzten Geburt sind Indikatoren für Geburtenkontrolle. Detaillierte Untersuchungen gibt es außer für bürgerliche Gruppen einzelner Städte auch für einige Dörfer (Rosenbaum 1982, S. 64f., 89f.; Gestrich 2003, S. 516-521).

6 Neben den hygienischen Verhältnissen und dem weitgehenden Fehlen medizinischer Versorgung trugen dazu bestimmte Traditionen der Säuglingsernährung und -behandlung (z.B. das Weggeben der Säuglinge zu Ammen), aber auch die Arbeitsbelastung der Mütter bei. Kinder, die während der Erntezeit geboren wurden, hatten schlechtere Überlebenschancen (Gestrich, 2003, S. 577).

durch die Anwesenheit von ihm im Alter nahen Gesinde gemildert wurde. Die Notwendigkeit, sich beim frühen Tod des Ehepartners wieder verheiraten zu müssen, führte zu Konstellationen mit Halb- und Stiefgeschwistern.

Ob und in welchem Umfang Kinder willkommen waren, ist in der Forschung umstritten (Gestrich 2003, S. 566ff.). Es gibt in den Selbstzeugnissen immer wieder Hinweise auf den Tod ihres Kindes betrauernde Eltern, aber auch auf Situationen, in denen darum nicht viel Aufheben gemacht wurde. Vermutlich konnten beide Haltungen nebeneinander existieren. Kinder gehörten zu einer Ehe einfach dazu und wurden als Arbeitskräfte geschätzt. Eins war wohl als Erbe willkommen, allerdings wurden Höfe auch an Nicht-Verwandte übertragen oder verkauft (Ehmer 2000, S. 83). Viele überlebende Kinder konnten zu einem Problem werden, wenn ihre Versorgung die familiäre Ökonomie und dadurch den Status der Familie gefährdeten. Die Aussicht, dass ein früh verstorbene Kind ohne große Sünden auf sich geladen zu haben, in den Himmel kam, konnte den Abschied von ihm erleichtern (Rosenbaum 1982, S. 212ff.; Gestrich 2003, S. 567ff.).

In Handwerkerhaushalten wuchsen noch weniger Kinder heran als im Bauernhaus. Das mag an der in den Städten höheren Säuglings- und Kindersterblichkeit gelegen haben, möglicherweise auch am besseren Zugang zu empfängnisverhütenden Kenntnissen und Methoden, teils wohl auch an den vielen altersungleichen Ehen, aus denen keine Kinder mehr hervorgingen. Da der gewerbliche Nachwuchs durch die Institution des Gesellenwanderns sehr mobil und die Verselbständigung wegen des für viele Handwerke geringen Kapitalbedarfs relativ einfach war, waren Kinder selbst als Erben nicht wichtig. Vor dem 19. Jahrhundert wurden Handwerksbetriebe am häufigsten an nicht-verwandte Personen weitergegeben (Ehmer 2000, S. 89f.). Als Arbeitskräfte wurden Kinder erst geschätzt, als mit dem Niedergang des zünftigen Handwerks in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Zahl der Alleinmeister zunahm. Unter diesen Bedingungen wurde außer auf die (gewerbliche) Mitarbeit der Ehefrau auch auf die der Kinder zurückgegriffen (Rosenbaum 1982, S. 162ff.).

4.5.2 Kindererziehung

Im bäuerlichen Haushalt standen die Kinder nicht im Zentrum des Interesses und der Aufmerksamkeit der Erwachsenen. Gegenüber der unabdingbar zu erledigenden Arbeit trat ihr Wohlergehen zurück.⁷ Die Pflege und Erziehung der Kinder wurde in die alltäglichen Verrichtungen integriert. Entsprechend ihrem Alter wurden die Kinder zur Arbeit herangezogen. Selbst Kleinkinder konnten schon

⁷ Auf den Zusammenhang zwischen Säuglingssterblichkeit und Arbeitsanfall weist Gestrich hin (2003, S. 577).

Familie im Fokus der Wissenschaft

Steinbach, A.; Hennig, M.; Arránz Becker, O. (Hrsg.)

2014, VI, 374 S. 37 Abb., Softcover

ISBN: 978-3-658-02894-7